

(Nachdruck verboten.)

Der Weihnachtsbaum.

Von Peter Hansen.

Sie stehen im Kreise und warten, bis die Mutter die letzten Lichter ausgeblasen hat und sagt: „Jetzt dürft ihr plündern!“

Und die Kinder fahren drauflos, ein jedes nach Verstand und Gaben.

Es sind dumme Kinder darunter: die greifen nach vergoldeten Äpfeln und Knittergold, das in Büscheln dahängt.

Es sind dicke und bequeme Kinder da: die stellen sich ganz ruhig hin und leeren Düten und Netze, und wenn sie Pfeffernüsse darin finden, mogeln sie sie listig in andere Behälter hinüber und behalten selber nur die leckersten Sachen.

Es sind schwache Kinder da: die werden beiseite gepufft und stehen verzagt, das Weinen in der Kehle, hinter den andern, bis einer der Erwachsenen sie entdeckt und ein paar Handvoll für sie sammelt.

Und da sind ehrgeizige Kinder, die auf Stühle klettern und so lange auf den Beinen stehen, bis sie den Stern an der Spitze heruntergezerrt haben. Daneben hängen auch gewöhnlich Marzipanfiguren und saftige Apfelsinen, die mit in den Kauf gehen.

So plündern die Kinder den Tannenbaum, — ein jedes nach Verstand und Gaben.

Das Kind schläft ein, die Augen voll von Kerzensglanz, den Magen voll von Süßigkeiten und Ledereien.

Es erwacht früh und besinnt sich, daß Weihnachten ist. Die Geschenke liegen im Wohnzimmer unter dem Tannenbaum. Wie sie wohl bei Tage aussehen? — Vater und Mutter schlafen noch. Reife steigt es aus dem Bett; auf bloßen Füßen und im Nachtleidchen huscht es hinaus auf den kalten Korridor und durch das Schlafzimmer. Dort ist es fast dunkel. Die Gardinen sind vorgezogen. Die Wohnstubentür steht angelehnt — wie schwarz es da drinnen ausieht!

Das Kind bleibt auf der Türschwelle stehen, ein unheimliches Gefühl ergreift es. Der Baum steht wie ein drohender Schatten da, kalt und fahl streckt er die langen Arme aus. Es ist so grabesstill hier drinnen in dem dunklen Zimmer, daß man es hören kann, wenn die Nadeln von den Zweigen herabfallen. Und dann begegnet der starre Blick dem Bilde einer kleinen weißgekleideten Gestalt im Spiegel, der schräg über dem Sofa hängt.

Das Kind eilt atemlos zurück, es stößt die kleinen Füße an den Tisch- und Stuhlbeinen, hat keine Zeit, die Türen zu schließen, und verkriecht sich zitternd in die Kissen, die noch warm sind. Da drückt es sich hinein, wagt nicht aufzusehen, vor Angst, etwas Schreckliches zu erblicken, ist nahe daran zu weinen, und schläft schließlich wieder ein.

Wenn dann die Mutter aufsteht, schaut sie zu dem Kinde hinüber, das ganz in den Kissen begraben daliegt. Sie beugt sich hinab, küßt die brennende Stirn und lächelt.

Der Tannenbaum wird in das Schrankzimmer gestellt. Dort steht er und wirft seine Nadeln von Weihnachten bis Neujahr ab. An den Zweigen kleben lange rote und gelbe Stearinflecke — das ist sein ganzer bunter Schmutz. Die Kinder gucken zu ihm hinein, ansfangs ein wenig scheu und feierlich, bald aber verliert sich ihre Befangenheit. Sie kehren jeden einzelnen Zweig um, legen sich wieder und wieder auf den Bauch und durchwühlen den Sand des Nibels, um zu sehen, ob sich nicht doch irgend etwas Gutes verkrümelte haben sollte.

Und dann haben sie in Erfahrung gebracht, daß der Baum am Silvesterabend wieder aufgeputzt werden soll.

Das war also das Ganze! Ein Weihnachtsbaum ist nichts weiter als ein aufgeputzter Tannenbaum — gar nicht etwas apart Feierliches, das das Weihnachtsfest gebracht hatte, sondern etwas, das man haben konnte, so oft man wollte, wenn man nur die Mutter zu bewegen vermochte, ein wenig Nachwerk und Schmutz herauszurücken!

Sie stehen vor der Wohnstubentür und warten. Durch

die Ritzen können sie sehen, wie es heller und heller wird, Das ist der Vater, der da drinnen anzündet.

Sie sind fast ein wenig verlegen; sie können mit dem besten Willen nicht so gespannt und erwartungsvoll sein, wie die Mutter es von ihnen voraussetzt.

Und dann geht die Türe auf. Nicht die Kinder des Hauses, sondern nur die kleine Tochter der Wäschfrau sagt: „Ah!“ Die andern schleichen stille herum, finden den Baum ärmlich, finden, daß viel weniger Lichter da sind als neulich, mustern, was angehängt ist, und sehnen sich nur danach, daß die Lichter ausbrennen sollen.

Nun sehen sie, wie das Ganze gemacht ist. Sie beachten alle Lichthalter, jedes einzelne Band; sie sehen, daß viele von den Düten und Körbchen zerrissen und zerfrittelt sind. Und dann geht ein steifrödiges, sechsjähriges Ding hin und sagt in gönnerhaftem Ton zu der kleinen Tochter der Wäscherin:

„Findet Stine nicht, daß der Weihnachtsbaum wunderschön ist?“

(Nachdruck verboten.)

Die Zeit der schweren Not.*

Von G. Löns.

Der Wind piff halb von Nord, halb von Ost. Allem, was am Berge lebte, mißfiel er, alle, Maus und Eichhorn, Has und Reh, Fuchs und Dachs, blies er in ihre Verstecke, und Bussard und Krähe, Reiße und Gähler pustete er über den Kamm des Berges an den Westhang. Es froh, daß es knackte. Die Weizenfaat unter dem Walde winterle aus, die Rinde der Eiche sprang, küll stand der Graben und der Bach verschwand.

Sieben Tage schnob der bitterböse Wind im Lande umher. Dann verlor er den Atem. Ueber den Berg stieg eine Wolkenwand, schwarzblau und schwer, schob sich über den hellen, hohen Himmel und legte sich tief auf das Land, bis sie sich an den scharfen Klippen des Berges den Bauch aufschliefte. Da quoll es heraus, weiß und weich, einen Tag und eine Nacht, und noch einen Tag und noch eine Nacht, und so noch einmal, bis alles zugedeckt war im Lande und auf dem Berge, und so sauber ausfiel und so reinlich, daß die Sonne vor Freude lachte. Ihr Lachen brachte Leben an den Osthang des Berges. Mit einem Male waren die Rehe wieder da und die Hasen, Fuchs und Dachs fuhren aus ihren Gebäuden, das Eichhorn verließ den Kobel und die Maus das Loch, Bussard, Krähe und Gähler tauchten auf und überall wimmelte es von buntem, lustigem Kleinvogetvolke.

Das Lachen der Sonne war falscher Art, es kündete Blut und Tod. Der tauende Schnee ballte sich und brach Äst und Bäume; er knickte die Fichten und krümmte die Jungbuchen, und auf dem Boden überzog der Schnee sich mit einer Kruste, hart wie Eis und scharf wie Glas. Der Ostwind hatte ausgeblasen und blies aufs neue gegen den Berg. Da kam die Zeit der schweren Not.

Die Maus hatte ihren Gang unter dem Schnee, das Eichhorn behalt sich mit Blattknospen und Rinde, der Hase rückte in die Roglgärten, der Dachs verschloß die hungrigen Mäcke, der Fuchs suchte die Dungstätten ab. Uebel daran aber war das Reh. Die Saat war begraben in steinhartem Schnee. Die Obermast im Holze war verschwunden. Verschneit waren die Himbeeren, verweht die Brombeeren, unsichtbar die Heide. Buchenknospen und dürre Halme, trodene Blätter und harte Stengel, das war alles, was der Berg an Nahrung bot.

Der Hunger ging durch den Wald. Wo seine Augen ein Reh trafen, da fiel es ab. Der Hals wurde lang, die Dünnungen tief, rauh die Decke und immer größer die Lichter.

Langsam und vorsichtig zogen die Rehe am Gange entlang, aber alle Behutsamkeit half ihnen nichts; eins nach dem anderen trat durch die Eiskruste des Schnees und zerschabte sich die Läufe. In jedem Bechjel zeichneten sich bläuhrote Flecke ab.

Und wieder baute sich eine schwarzblaue Wand hinter dem Berge auf, schob sich über den hellen Himmel, legte sich über das Land, rief sich an den Klippen den Felsen auf und schüttete Schnee auf das Gefilde, einen ganzen Tag und eine volle Nacht.

Und wieder lächelte die Sonne ihr hinterlistiges Lächeln und machte Eis aus dem Schnee. Noch langsamer, noch vorsichtiger zogen die Rehe dahin, mit Hälsen, so dünn wie Geister, schwarze Löcher in den Dünnungen. Und wo sie zogen, da wurde der Schnee rot.

Der Tod ging durch den Wald. Da war kein Reh am ganzen

* Diese Tierstudie ist dem im Verlage von Adolf Sponholz in Hannover erschienenen Tierbuche „Rummelmann“ von G. Löns (geh. 2,50 Mk., geb. 3,50 Mk.) entnommen.

Berge, das nicht an den Läufern klagte. Das eine blieb stehen, wo es stand, und zitterte, bis es fiel. Ein anderes tat sich nieder und stand nicht wieder auf. Ein drittes stürzte halbverdurftet in die Quellschlucht und erstarrte im eisigen Wasser.

Noch niemals ging es dem Fuchs so gut, wie da. Sein Tisch war gedeckt, war reichlich besetzt, als zur Maienzeit, wenn alle Mäuse hecken und das Feld von Junghasen wimmelt. Auch der Marder konnte zufrieden sein und Bussard und Krähe nicht minder; sogar für die bunten Meisen blieb noch Fraß genug übrig, und die Waldmäuse nagten die letzten Sehnenfäden von den Knochen.

Kein Ende der Not kam; jeden Tag ging der Tod seinen Verlauf im Berge ab. Selbst die Hasen schonte er nicht; mancher von ihnen, der sich am gefrorenen Kohl verdarb, füllte den Pansen des Fuchses, der von Tag zu Tag mehr in die Breite ging.

Eines Morgens aber fuhr er mit ledigem Leibe zu Bane. Vor der Dichtung lag ein gefallenes Reh, an dem er sich schon eine Nacht gültlich getan hatte. Doch als er die zweite Nacht heranschnürte, da schlug ihm eine seltsame Witterung entgegen, ein Geruch, den er nur einmal gewittert hatte. Rund um den Fleck, wo das gefallene Stück lag, schnürte er, und eine geschlagene Stunde dauerte es, ehe er sich ein Herz faßte und heranschlich. Und da stand er und windete und äugte lange Zeit, und schließlich schnürte er mit hängender Lunte und angelegten Gehörnen misshütig ab, denn sein Reh war fort, war bis auf die Schalen und einige Dedensehen verschwunden, und weiter war nichts da, als die niederträchtige und dabei doch verlockende Witterung.

Aber der Tod ging noch immer durch den Wald und er schlug Stück um Stück mit harter Hand. Der Fuchs verlor den Mut nicht. Behende trabte er von Wechsel zu Wechsel, bis er einen fand, in dem eine kranke Fährte stand, und der hing er nach. So ganz leicht war es nicht, sie zu halten. Es schneite und schneite und der Wind piffte böse; er schob den Schnee von den Blöcken vor die Dichtungen, setzte ihn hier zusammen, lehrte ihn dort fort, verdeckte auf weite Strecken die Fährte und verwischte sie endlich völlig. Das ganze helle Holz suchte der Fuchs ab; er nahm die Fährte wieder auf, wo er sie zuerst gefunden hatte, und er hing ihr nach bis zu der Stelle, wo sie in der großen Schneewächte unterging. Da sah er eine ganze Beile auf den Keulen und dann schnürte er zweiter, hungrig, müde und verdrießlich. Er suchte alle Rehdichtungen ab; sie waren leer. Er schlich durch den Stangenort; da war es tot. Er trabte den Bach entlang bis zum Vorholze; es war dort unten so, wie oben.

Da schnürte er zu Felde, um an der Dieme auf Mäuse zu passen. Als er dort angelangt war, vergaß er alle Mäuse, denn er fand die kranke Fährte wieder. Eilig, aber behutsam, nahm er sie auf und hielt sie bis zu dem Fichtenmantel unter dem Altholze. Immer länger wurde er, denn immer wärmer wurde die Fährte, und schon war er in den Fichten, da fuhr er wie besessen heraus und stob in das Feld zurück. Denn in den Fichten war es nicht geheuer. Es hatte da gebrochen, so laut und so groß, als wenn ein Mensch da gegangen wäre, und es hatte dort geschnauzt und geschnarct, wie kein Tier des Waldes zu schnaufen und zu schnarcten vermag.

In guter Sicherheit stand der Fuchs im Schatten der krausen Feldeiche und überlegte. Dann holte er sich Wind. In weitem Bogen trabte er am Vorberge entlang, verschwand bei der Quellschlucht im Altholze, schnürte hoch über dem Fichtenmantel durch die Räumungen und schlich vorsichtig näher. Gerade, als der Mond die Wollen forschob, kam der Fuchs bei den Fichten an. Wind nehmend. Rehwitterung zog ihm entgegen. Langsam schlich er näher, verhoffte, schlich wieder näher, der guten Witterung entgegen; da fuhr er zurück. Denn da war eine zweite Witterung, die fremde Witterung von vorhin, dieselbe, die er bei dem gefallenem Stück wahrgenommen hatte, das ihm verloren gegangen war, eine unbekannte, verdächtige, absonderliche, geheimnisvolle, niederträchtige Witterung, zwar keine von Mensch oder Hund, aber immerhin nicht ungefährlich und auf keinen Fall vertrauenswert. Und jetzt der Ton! Ein Blasen, Schnaufen, Schnarcten, wie es nachts oft aus den Ställen bei den Gehöften kommt. Der Fuchs drehte um und stahl sich davon. Er traute dem Frieden nicht.

Eine gelbgefäunte Wolke brachte den Mond wieder zu Bett. Das Schneetreiben setzte abermals ein. Da blies es lauter in den Fichten, da trachte es im Schnee, brach es in dem Fallholz, und schwarz und groß schob es sich aus der Dichtung, verhoffte, nahm laut schnaubend Wind, trat dicht an das gefallene Stück, daß der harte Schnee krachend zerbrach, prüfte noch einmal blasend den Wind und nahm dann den Fraß an.

Der Waldlauf, der allabendlich an dem Tannenmantel entlang strich, um eine Maus zu schlagen oder einen Vogel aus dem Verstecke zu Natzen, rüttelte einen Augenblick neugierig über der kleinen Dichtung, von der ein lautes, gieriges Schmaßen und Schlabbern erscholl, untermischt mit dem Knirschen der Schneekruste und dem Krachen von Knochen. Dann strich die Gule ab; wo es so laut war, gab es für sie nichts zu fangen.

Als der Fuchs am Spätnachmittage des anderen Tages den Tannenmantel absuchte, fand er dort, wo das Schmalreh gelegen hatte, nur noch die Schalen, einige zertrümmerte Knochen und eislige Flecken der Decke in dem gerwühlten, niedergetretenen, besudelten Schnee. Alles andere hatte der von weither zugewechselte, versprengte Schwarzlittel verschlungen.

Der Tod ging immer noch durch den Wald, aber dem Fuchs bescheerte er nichts. Jedes Stück, das Hunger und Hartschnee umwarfen, verschwand im Bebräde der Sau, so daß auch Reineke empfand, daß sie gekommen war, die Zeit der schweren Not.

Die Ursachen der Erdbeben.

Wenn das Innere der Erde mit nicht größeren Schwierigkeiten für den Menschen zu sondieren wäre, wie das Luftmeer, so würde die Erscheinung der Erdbeben nicht mehr von so tiefen Geheimnissen umgeben sein. Fragt man irgendeinen Gelehrten, der auf diesem Gebiete als Sachverständiger, wenn auch nicht gerade als Spezialist geschätzt werden kann, nach den Ursachen der Erdbeben, so wird er fast in allen Fällen gewisse Formeln von vulkanischen und tektonischen Erdbeben, ihren Beziehungen und Unterschieden wiederholen, vielleicht auch noch einige mehr nebensächliche Kräfte erwähnen. Damit ist aber nicht viel gesagt, und es sieht auch durchaus noch nicht fest, ob diese Unterscheidung in der gegenwärtig üblichen Form das Richtige trifft. Die Spezialisten auf dem Gebiete der Erdbebenkunde sind entweder sehr vorsichtig, oder sie sind geneigt, eigene Theorien zu entwickeln, die sich dann oft recht phantastisch ausnehmen. Davon wird nachher ein merkwürdiges Beispiel aus den jüngsten Tagen geliefert werden. Was zunächst den Unterschied zwischen vulkanischen und tektonischen Erdbeben betrifft, so ist in der Unklarheit dieser Scheidung der Mangel an Einsicht in das eigentliche Wesen dieser Erscheinungen ausgebrückt, und es ist vielleicht ein gutes Zeichen des Fortschritts der als Wissenschaft noch jugendlichen Erdbebenforschung, daß an Anschauungen jetzt mehr Kritik als je zuvor geübt wird. Die allgemeinen Beobachtungen lehren, daß die Erdgebiete, die mit Vulkanen reichlich besetzt sind, auch am häufigsten von schweren Erdbeben heimgesucht werden. Dazu gehören in erster Linie Japan, als das Land, wo eine gründliche Erforschung der Erdbeben zuerst eingeleitet worden ist, ferner das Mittelmeergebiet, und in der Neuen Welt das westliche Südamerika und ganz Mittelamerika. Nun gibt es aber auch Ausnahmen, die jedem bekannt sind. Am nur einige herauszugreifen: in den Alpen und in den Vereinigten Staaten bestehen seit langem keine tätigen Vulkane mehr, noch weniger in Innerasien, und doch sind diese Gegenden der Ort häufiger und oft auch recht schwerer Erdschütterungen. Auf der einen Seite ist also die Vermutung eines Zusammenhangs zwischen vulkanischen Vorgängen und Erdbeben geradezu durch die Tatsachen gegeben, auf der anderen Seite läßt sich eine solche Beziehung schwer herstellen. Trotzdem sind namhafte Forscher geneigt, den Begriff des tektonischen Erdbebens, das also ohne Mitwirkung vulkanischer Kräfte aus Verschiebungen im Gerüst der Erdkruste entstehen soll, ganz zu leugnen und eben eine vulkanische Verärgung in allen Fällen als die Grundursache der Erdschütterungen anzunehmen.

Vor dem Eintritt der letzten furchtbaren Katastrophe in Süditalien hat ein bekannter englischer Geolog, Professor Stanley, eine Schrift über Vulkane und Erdbeben veröffentlicht, worin er eine ganz neuartige Theorie über die Ursache der Erdbeben aufstellt. Er geht zunächst von einer Darlegung aus, die auf alle Fälle für das Verständnis dieser Dinge sehr wesentlich ist, nämlich von einer Klarstellung des Verhältnisses der Erdkruste zum Erdinnern. So viel auch darüber geforscht und geschrieben worden ist, hat man doch außerhalb der Fachkreise im allgemeinen selten eine richtige Vorstellung von der äußerst geringen Dicke der festen Erdkruste. Gemessen hat sie freilich überhaupt noch niemand, aber die Bergwerke und Bohrlöcher, die der Mensch in die Erde gestrieben hat, haben doch Gelegenheit gegeben, die Zunahme der Temperatur von der Oberfläche nach dem Innern der Erde hin an zahlreichen Stellen zu bestimmen. Dabei haben sich große Verschiedenheiten ergeben, und die verallgemeinerten Ergebnisse entbehren daher einer besonderen Genauigkeit. Immerhin wird man vorläufig die Lehre annehmen müssen, daß in einer Tiefe von ungefähr 40 Kilometern unter der Erdoberfläche eine Temperatur herrscht, bei der sämtliche auf der Erde bekannte Gesteine nur noch in geschmolzenem Zustand vorhanden sein können. Im Verhältnis zum Durchmesser der Erde ist dieser Betrag ein so geringer, daß eine Eiskugel im Verhältnis zum Volumen des Eies noch viel zu dick sein würde. Auch die Dicke des innerhalb der Schale sitzenden Häutchens würde noch nicht den richtigen Maßstab geben. Man könnte auch so sagen: wenn man auf eine Wandtafel, so groß es angehe, eine Kreis zeichnen würde, der die Erde darstellen sollte, so würde auch der feinste Strich vergleichsweise noch dicker sein als die feste Erdrinde im Verhältnis zum übrigen Erdinnern. Professor Stanley vergleicht dieses dünne Häutchen der Erdkruste mit dem Ueberzug, den ein Metall bei längerem Liegen an der Luft erhält. Dieser Vergleich ist wohlbedacht, denn ebenso, wie dieser Ueberzug im Vergleich zum reinen Metall, besteht auch die Erdkruste aus Verbindungen der Elemente mit Sauerstoff, während diese im Erdinnern vermutlich rein vorkommen. Die Erdkruste scheint danach also eben nur auf dem gewaltigen Erdinnern zu schwimmen. Diese Vorstellung wird freilich dadurch hinfällig, daß der Erdkern wegen der ungeheuren Drucksteigerung wohl nicht als flüssig, sondern als äußerst starr gedacht werden muß, wobei aber

ohne Zweifel Uebergänge vom starren in den flüssigen und gasförmigen Zustand von innen nach außen eintreten. Diese Vorstellung muß man zugrunde legen, wenn man sich in die Fragen hineindenken will, die mit Bezug auf die Entstehung der Vulkane und Erdbeben aufgeworfen werden. Bleiben wir zunächst bei der Trennung zwischen vulkanischen und tektonischen Erdbeben, so werden die vulkanischen gewöhnlich ebenso erklärt wie eben die Vulkanausbrüche selbst. Von der Erdoberfläche aus sickert dauernd Wasser ins Erdinnere hinein. An manchen Stellen mag es in erheblicher Menge zu großen Tiefen gelangen und sich dann infolge der dort herrschenden hohen Wärme in Dampf verwandeln. Die Spannung des Dampfes führt dann zu Explosionen, die im Fall des Vorhandenseins einer Oeffnung, also eines vulkanischen Schloßes, unter Umständen sich ohne erhebliche Erschütterung der Erdkruste vollziehen oder im umgekehrten Fall sich vielleicht gar nicht bis an die Oberfläche hindurcharbeiten, dafür aber die Erdkruste gewaltsam erschüttern. Diese Erklärung hält Professor Stanley für falsch, weil Wasser durch poröse Gesteine nicht in dieser Weise in die Tiefe gezogen wird und weil auch die Tatsache, daß alle tiefen Bergwerke und Bohrlöcher trocken sind, dagegen spricht. Ebenso wendet sich Stanley gegen die Ansicht, daß das Schrumpfen des Erdkerns bei der Abkühlung eine wesentliche Ursache von Erdbeben sein könnte. Diese Ansicht stütze sich unter anderem auf eine Berechnung des berühmten Mathematikers Stokes, wonach die Erde in jedem Jahre so viel Wärme verlore, als zum Schmelzen von 9000 Kubikkilometern Eis verbraucht werden würde. In dieser Rechnung hat nun Stanley einen Fehler entdeckt und schätzt danach den jährlichen Wärmeverlust der Erde auf einen Betrag, der noch nicht vier Kubikkilometer Eis zu schmelzen imstande wäre. Nachdem er diese beiden hauptsächlichsten Theorien zu erschüttern versucht hat, erörtert er seine eigene, die wohl auf wissenschaftlichen Ueberlegungen fußt, aber doch wohl kaum von vielen Fachgenossen angenommen werden wird. Er weist nämlich darauf hin, daß an den Polen, und ganz besonders am Nordpol, durch die Aufhäufung der Eismassen eine starke Beeinflussung des Erdinnern stattfinden muß. Da ein Gleiten des Eises, wie es am Rande des südpolaren Festlandes beobachtet wird, nur bei einer Neigung des Untergrundes von wenigstens vier Grad stattfinden kann, müßte die Höhe der Eismassen am Südpol gegen 150 Kilometer über dem Meerespiegel betragen. Eismassen von so ungeheurer Dike müßten sich merklich in das Erdinnere hineindrücken, so daß dort von untenher ein dauerndes Abschmelzen erfolgte. Die dadurch entstandenen Wasserströme würden sich vom Südpolargebiet her in innerirdischen Kanälen nach verschiedenen Erdgegenden fortpflanzen und dort entweder zum Ausbruch gelangen oder durch die Wirklungen des hochgespannten Dampfes zu Erdschütterungen Veranlassung geben. Einen solchen Kanal nimmt Stanley z. B. über das Kap Horn nach der Westküste von Südamerika hin an. Gegen diese an sich sonderbare Hypothese spricht wohl hauptsächlich der Umstand, daß gerade die südliche Erdhälfte verhältnismäßig wenige Vulkane aufweist, und daß die Gebiete mit größter vulkanischer Tätigkeit mit Ausnahme von Südamerika und Neuseeland vielmehr in erheblichen Entfernungen vom Südpol gelegen sind.

(Nachdruck verboten.)

Im klassischen Erdbebenlande.

Eine sizilianisch-kalabrische Reiseftizze.

Von einer gütigen Natur überreich mit einer Fülle landschaftlicher Reize und den Produkten seines subtropischen Klimas gesegnet, ist Sizilien, die lichtumflößene, in überschwenglicher Fruchtbarkeit prangende Insel, soweit die Geschichte zurückreicht, stets ein Land der tiefen Widersprüche und der hart aneinander gerückten Gegensätze gewesen. Seit Jahrtausenden ein Janusfeld der verschiedenen, um ihren Besitz kämpfenden Rassen, der Phöniker und derischen Griechen, der Karthager und Römer, der Ostgoten, Sarazenen und Normannen, der Deutschen und Franzosen, unter deren Tritten die letzten Reste der vor wenig mehr als drei Jahrtausenden die Insel beherrschenden sikelischen Urvölkerung zerrieben wurden, hat das Land, in dem die griechische Schiffergasse Zyklopen und Giganten, Lotophagen und das Menschen fressende Riesenvolk der Rästhygonen haufen ließ, nach kurzen Perioden rubevoller Glücks immer wieder die germalnende Wucht schwerer Schicksalsschläge an seinem Leibe erfahren. Denn zu der kulturverdrängenden Wut fremder Eroberer gesellten sich lange Zeiten empörender Mißregierung. Und als ob es damit noch nicht genug sei, hat sich auch die Natur hier mehr als anderswo in schneidenden Kontrasten gefallen. Am Ostrande der Insel, dort wo die Steilküste in kühnen, wilden Felsbildungen in das dunkle Blau des jonischen Meeres hinabtaucht, steht Siziliens Beherrscher, der Aetna, klar und rein, sich mit seinem gewaltigen Rausch vom Aether abhebend, und nur durch kleine, schwache Rauchwölkchen verrathend, daß das glühende Leben in seinem Innern mit furchtbarer Willkür über dem Wohl und Wehe der Bewohner waltet. Und wenn die feurigen Lavaströme, die schon so oft die blühenden Ortschaften an seinen Hängen verwüstet haben, endlich, wie die Sizilier glauben, durch ihr inbrünstiges Flehen zur Gottesmutter und zur heiligen Agatha zum Stillstand gekommen, bleibt noch der letzte und jädestlichste Feind, das Erdbeben, das soeben wieder einmal eine Katastrophe herbei-

geführt hat, die an Umfang und Schwere alle früheren weit zu übertreffen scheint.

Der Dampf des österreichischen Vohls, auf dem ich vor nicht langer Zeit an der sizilianischen Ostküste heraufreiste, hat das wild zerklüftete Promontorium Pachynum, heute Capo Passero, umsegelt, dessen Namen sprachkundige deutsche Thebaner voll unfreiwilligen Humors mit „Spahenlap“ überziehen. Syrakus kommt im Norden in Sicht und über der Penisola della Maddalena, die den Faro del Gigante (Riesenleuchtturm) trägt, zeigt sich zum ersten Male, umflirt von den glänzenden Bündeln zitternder Morgen-sonnenstrahlen, im blendenden Schneegewande der Aetna, an dessen Fuße Kaiser Heinrich VI. starb. Die Gestalten der Grabbecken Tragödie werden vor dem inneren Auge lebendig. Man vermeint den Sarazenenkrieger Ajamet zu hören, der dem Kaiser erklärt:

Hoch aus dem Aether blüht er auf die Insel,
Umwallt von seiner ew'gen Wolle Rauchs.

worauf dieser erwidert:

Wie klein sind wir, nichts größeres doch als die
Natur! Auf jenem Berge muß ich stehen,
Daß er mich trage an des Himmels Höhen!

Uns flüchtigen Zugvögeln aus dem Norden, die den Wunsch im Herzen teilen, bleibt diesmal die Erfüllung versagt, die übrigens weit zweckmäßiger als von der Meerseite des Berges von dem hoch an der Pertobia Circumetnea (Aetnarundbahn) gelegenen Städtchen Randazzo ins Werk gesetzt wird. Denn nun beginnt die Fahrt dicht an jenem Teil der Küste, wo das Erdbeben vom 28. Dezember 1908 fast jedem Orte die schwersten Schäden zugefügt hat. Bis Augusta, wo der Monte Tauro die einzige, nennenswerte Erhebung ist, und noch weit darüber hinaus bis dicht vor Catania ist die Gegend noch flach und reizlos und in jenes felsame, matte Silbergrau gehüllt, das von den Blättern von Millionen von Oelbäumen herrührt. Hinter Catania aber verändert sich das Bild, mit Steilwänden tritt das bildsame Gestein, oft zu den seltsamsten Gestalten ausgezackt, an die Küste, um einen ersten Glangpunkt landschaftlicher Schönheit hinter Aci Reale, im Bereich der Lavaströme des Aetna und bei den Zyklopeninseln zu bilden, wo Theokrit und Ovid den Mythos von der schönen Nymphe Galatea und ihrem Geliebten Aci spielen lassen, der von dem abgewiesenen Freier Polyphem erschlagen, von Galatea aber als befruchtender Wuch zu neuem Leben erweckt wird. Dicht dahinter aber, bei Stazzo, Giarre, Riposto und Piumefreddo, die heute zum größten Teil in Trümmern liegen, flacht der Strand wieder erheblich ab, um sich erst bei Taormina wieder zu einem hohen Riede landschaftlicher Schönheit zu steigern.

Hier, wo sich von der Höhe des berühmten, antiken Theaters eines der entzückendsten Panoramen des Erdballs bietet, wo namentlich am Morgen, wenn die Sonne über Kalabrien oder aus den Fluten des jonischen Meeres emporsteigt und den Aetna mit zartem Rosa umfaucht, unerhörte, wechselnde Lichteffekte das Auge bezaubern, war es, wo einst Platen sang:

Zarte, vergängliche Wölkchen umfliegen den schneeigen Aetna,
Während des Meeres Abgrund klar wie ein Spiegel erscheint,
Steil auf türmt sich die Stadt, hoch über den Gärten der Klöster,
Ueber den blühenden Wein ragen Hyressen empor.
Fern in der Sonne erglühn die gesegneten Küsten Italiens,
Schöner und üppiger noch als die sikulischen Hügel!
Vor mir seh' ich die Kleine, die felsenumschattete Seebucht,
Welche zum Bade vormals seliger Nymphe gedient,
Die sich der ewigen Jugend erfreut in der tiefen Kristallflut
Ober der Brandungen, auch rauschende Welle behorcht

Auf der Weiterfahrt von Taormina bis Messina fesselt die Szenerie des Ufers unausgesetzt das Auge. Zwar wird es an den buschbewachsenen Steilrändern des Gebirges einsam und die Fischerdörfer, die zwischen Meer und Felswand angelehnt erscheinen wie die Nester von Seeschwalben, machen den Eindruck der Verlassenheit. Sie bieten auch in ihrem Innern nichts, was den Wanderer zum Verweilen einladen könnte, die Staffage der Landschaft bleibt aber doch interessant. Wir nähern uns dem St. Stretto (Meerenge) di Messina und während von Osten her die Abhänge und Ausläufer des hohen kalabrischen Aspromonte, in dessen Wäldern am 29. August 1862 der verwundete Freiheitskämpfer Garibaldi gefangen genommen wurde, sichtlich näherücken, bietet das Ufer zur Linken zwischen steilen Felswänden und chaotischen Resten ehemaliger Bergstürze anmutige Einbilde in die olearbewachsenen Bachmäulen tiefer Piumaren, die sich tief ins Land hineinziehen, hier und da Zitronen- und Orangenkulturen tragen und oft so reich mit einer wilden Vegetation geschmückt sind, daß sich die grünen Laubbächer über dem Wanderer wie zu einem Tunnel zusammenschließen.

Zwischen Calati, das im Jahre 1908 durch eine Sturmflut fast gänzlich zerstört wurde, und Reggio di Calabria, das nach dem Erdbeben von 1783 mit breiteren Straßen neu aufgebaut, heute wiederum in einen Haufen wüster Trümmer verwandelt ist, schrumpft die Breite der Meerenge auf sechs Kilometer zusammen. Messina ist in Sicht und bald, nachdem die den Hafen im Süden umschließende, fischelförmige Halbinsel umfahren ist, rasseln die Anker zwischen der Citadelle und dem Palazzo Municipale in den Grund.

Die Stadt, die vor ihrer Zerstörung durch das Erdbeben eine

schließlich der Vororte 100 000 Einwohner zählte, ist zwar im großen Ganzen regelmäßig gebaut und weiß auch einige glänzende, gut gepflegte Straßenzüge auf, kann aber in ihrer Bauart nicht als schön bezeichnet werden. Mit den älteren Gebäuden von architektonischem Wert haben schon frühere Erdbeben so gründlich ausgeräumt, daß jetzt kaum mehr etwas kostbares in dieser Hinsicht zu vernichten blieb. In den niedrigen, schlecht gebauten Stadtvierteln herrschen der übliche Schmutz und Lärm süditalienischer Hafenstädte, über die sich die übel riechende Dunstwolke eines Gemisches von Fischgestank und vom Duft überreifer Südfrüchte legt. Die höher gelegenen Stadtteile weisen steile, vielfach wegen ihrer Treppenanlagen unfahrbare Straßen auf. Um so herrlicher ist dafür die Umgebung, die es, wenn auch anders geartet, an Schönheit mit Palermo mit seinem Monte Pellegrino und der vielgerühmten Conca d'oro aufnehmen kann. Man kann Messina glücklich mit einem mäßigen Bilde in einem prunkvollen Rahmen vergleichen und hat fürs erste, wenn man vom Wasser aus auf die hellen Häuserreihen am Corso Vittorio Emanuele und am Viale Principe Amedeo mit den grünen Anlagen des Giardino a Mare schaut, den lachenden Anblick einer in regem Leben pulsierenden südlichen Seestadt. Bei näherer Betrachtung blökt freilich manches ab. In den alten Teilen, die schon vor der Stadterweiterung unter Karl V. standen, ist nur La Matrice, der schon zur Normannengeit im Jahre 1098 begonnene und unter Roger II. vollendete Dom bemerkenswert. Vielfach durch Brände und Erdbeben beschädigt, ist auch er in seinen meisten Teilen ein Werk späterer Restaurierungen. Der 1828 hergestellte Hochaltar ist, obwohl er nicht weniger als 3 825 000 Lire gekostet hat, geschmacklos und enthält in einem auf der Rückseite befindlichen Schranke einen übrigens der Besichtigung nicht freigegebenen Brief, den die Jungfrau Maria im Jahre 42 der Stadt durch den Apostel Paulus gesandt haben soll. Ein leerer Sarg daneben an der Wand des Chores ist dem Andenken des Hohenstaufenkaisers Konrad IV. gewidmet, dessen Gebeine verbrannt sind. Auch sonst findet der Kunstfreund wenig erfreuliches und, so groß und wechselvoll auch die Berganagenheit der Stadt ist, die von Chalfidiern und turmatischen Seeräubern um 730 v. Chr. als Panfle (Sichel) an der Stelle eines zerstörten, noch älteren sikulischen Gemeinwesens gegründet wurde, so unergiebig ist der Rest von baulichen Denkmälerreihen aus älterer Zeit.

Ueberreichen Ersatz dafür findet der Reisende aber in den Ausflügen in die Umgebung. Schon von dem Fort Castellaccio, das man zu Fuß vom Dom aus in vierzig Minuten erreicht, bietet sich eine umfassende Aussicht, ebenso auch vom Fort Gonzaga, vom Campo Santo (Friedhof), zu dem eine Dampftramway hinausführt und vom Kapuzinerberg im Norden der Stadt. Ueber alle Höhen prächtig ober ist der Blick, der sich bietet, wenn man von der neun Kilometer entfernten Paghöhe des Colle San Rizzo auf der großen Militärstraße zum Gratatorn der perolitaniischen oder neplunischen Berge emporsteigt. Hier öffnen sich imponierende Ausichten auf das tyrrhenische Meer mit seinen vulkanischen Inseln, auf die Meerenge, nach dem jetzt eingestürzten Faro (Leuchtturm), der die Einfahrt zur Meerenge bewacht, auf die Strudel und Wirbel der Ciarabdis, in denen die Meeresströmung von sechs zu sechs Stunden mit Ebbe und Flut in nördlicher und südlicher Richtung wechselt, auf den einjamen Felsen der Scilla und nach den anstossenden kalabrischen Berggeländen, deren weißschimmernde Ortschaften bis gegen die Basilicata hin jetzt von dem gleichen, gräßlichen Geschick ereilt sind, wie die Küste der alten Trinacria.

(Nachdruck verboten.)

Wann feiert man auf der Erde Neujahr?

Von Dr. Max Pollaczek.

Wenn die Leute in Berlin, oder überhaupt die, welche sich nach der sog. mitteleuropäischen Einheitszeit, das ist die des 15. Grades ö. v. Br. richten, Profit Neujahr schreiben, dann denken die anderen Erdbewohner nicht daran, das Gleiche zu tun. Entweder haben sie es schon getan oder aber sie tun es erst später, denn bekanntlich ist die Zeit in den verschiedenen Erdgegenden verschieden, und nur die Orte, welche unter demselben Meridian, d. h. „Mittagslinien“ liegen, haben zu gleicher Zeit Mittag. Sie haben auch allein natürlich zu gleicher Zeit Mitternacht und sie allein können in derselben Sekunde das neue Jahr begrüßen. Solche Städte sind beispielsweise Rom, Venedig, Leipzig, Stralsund, dann Kairo, Petersburg, Odessa, weiter Genf oder Neapel, Linn, Prag, Waizen, Frankfurt a. O., Stettin. Wir sehen dabei von den künstlich durch staatliche Verträge geschlossenen Einheitszeiten ab und halten uns an die wahren Ortszeiten.

Schon aus dem Gesagten geht hervor, daß das neue Jahr auf der Erde zu ganz verschiedenen Zeiten beginnen muß. Wann? Das kann man sich, ohne ein großer Astronom zu sein, ganz bequem berechnen. Man denkt sich, wie jedermann weiß, die Erde durch 360 Meridiane eingeteilt. Da die Sonne zu ihrem scheinbaren Umlauf um die Erde 24 Stunden braucht, so braucht sie für jeden Grad $24/360 = 1/15$ Stunde = 4 Minuten. Je weiter also ein Ort im Osten liegt, desto später hat er es, im Westen desto früher. Ist es in Warschau 12 Uhr, so ist es in Petersburg schon

7 Minuten nach $1/2$, ist es dagegen in Prag 12 Uhr, so fehlen in Paris noch 46 Minuten dazu. Je größer die Entfernungen der Meridiane sind, oder wie man sich gewöhnlich ausdrückt, je größer die Längendifferenz ist, desto größer ist der Zeitunterschied. Feiert man in Berlin durch Profit Neujahr schon den 1. Januar 12 Uhr nachts, so ist man in Philadelphia noch am 31. Dezember abends 6 Uhr und in Kalifornien gar erst um 3 Uhr. Oestlich von Berlin ist die Feier dagegen schon vorüber, in Kaskutta ist etwa schon 6 Uhr, in Sidney 9 Uhr morgens. In San Francisco ist man noch nüchtern, in Berlin trinkt man und in Sidney hat man schon einen Kater.

Gehen wir nun nach Osten oder Westen bis zum 180. Grade weiter, so kommen wir an denselben Ort, aber wir haben ganz verschiedene Zeit, je nach der Richtung, die wir eingeschlagen haben. Sind wir nach Osten gefahren, so blieb unsere Uhr stets zurück, fahren wir nach Westen, so ging sie vor, bis schließlich die Differenz genau 24 Stunden, d. h. einen vollen Tag betrug. Denn es ergibt sich der auf Schiffen übliche Gebrauch bei Passieren des 180. Grades auf der Fahrt nach Osten einen Tag doppelt zu rechnen, auf der nach Westen einen zu überspringen.

Soweit ist die Sache nun klar, und man begreift, daß Orte, die zu beiden Seiten des 180. Grades und diesem ganz nahe liegen, verschiedenes Datum und verschiedene Wochentage haben müssen. Aber die Sache ist doch noch etwas anders. Nicht bloß die Astronomie entscheidet, sondern auch die Kulturgeschichte spricht ein Wortchen mit. Auf dem Schiffe entscheidet über das Datum der 180. Grad, auf bewohntem Lande aber eine merkwürdig gekrümmte Linie, die an den Kurilen und Japan vorbei zwischen Formosa und Manila über Borneo hinweg durch die Philippinen nördlich von Neu-Guinea verläuft. Oestlich von ihr ist Sonntag, westlich von ihr Montag. Nehmen wir einmal an, der 1. Januar 1909 beginnt in Berlin mit dem Beginne des Freitags: Dann ist in 1. Tongatabu 157° westl. L. Donnerstag 31. Dez. $11\frac{1}{2}$ Uhr morg. 164° östl. L.

2. Ostkap a. Neuseeland 196° östl. L. Freitag 1. Jan. 11 Uhr morg. 164° westl. L.

Der Meridianunterschied beider Oertlichkeiten beträgt nur 7 Grad, die Zeitdifferenz sollte also nur 28 Minuten ausmachen. Sie liegen aber zu beiden Seiten der beschriebenen Linie und so beträgt sie einen Tag. Ebenso ist es beispielsweise mit Manila und Macao. In Manila beginnt das neue Jahr einen Tag später als in Macao, und doch liegen sie nur wenige Meridiane voneinander.

Wie ist nun diese Sonntags-Montagslinie zustande gekommen, warum haben die Einwohner jener Gegenden auf der einen Seite einen anderen Wochentag als auf der anderen? Die Frage ist un schwer zu beantworten. Jenen Gegenden wurde europäische Kultur oder doch Halbkultur und damit der christliche Kalender durch Europäer gebracht, aber je nachdem diese nun von Osten oder Westen kamen, brachten sie aus den oben erörterten Gründen verschiedene Daten. Die Portugiesen und Holländer umschifften das Kap der guten Hoffnung, kamen also von Westen, die Spanier dagegen, wie vor allem Magelhaens, kamen von Osten. Die Spanier mußten also einen Tag weniger in der Woche begn. im Datum des Kalenders zählen als jene, wie sie in Japan und bei den Molukken Nachbarn wurden. Daher der Unterschied von Macao und Manila, das erste ist portugiesisch, das letztere spanisch. Amerika ist bekanntlich von Osten her entdeckt, hat also den europäischen Wochentag, Alaska aber, das früher Rußland gehörte, hatte den Wochentag von Westen her bekommen und hatte Montag, während der übrige Kontinent Sonntag hatte. Die englischen Trapper hatten also dort einen anderen Tag, als die russischen Robberschläger, wenn sie sich trafen. Die Verwirrung war um so größer, als die Russen den Julianischen, die Amerikaner den gregorianischen Kalender hatten. Sie differierten also um 11 (nicht, wie sonst um 12) Tage. Als nun die Russen das spätere Goldland um 7 200 000 Dollar an die Vereinigten Staaten abtraten (30. März 1868), da gab es plötzlich dort einen gewaltigen Umschlag im Kalender, die Einwohner mußten den Wochentag am Tage der Aenderung wiederholen, im Datum aber zehn Tage überspringen.

Die Sandwichsinseln, die Gesellschafts- und Freundschaftsinseln, die Mariannen, Karolinen und Philippinen haben Amerikas Wochentag und Datum, dagegen hat Australien, Guinea, Neuseeland, hat der Afriatische Archipel, haben China und Japan, die den Wochentag von Westen bekommen, einen Tag vor.

Wir sehen schon, daß die scheidende Linie sehr unregelmäßig gekrümmt ist, und so kann es sogar geschehen, daß in einem gewissen Momente Wochentag und Datum zweier nicht weit entfernten Orte um zwei Tage differieren. Manila liegt 138° Grad östl. L., die Insel Gilolo $145\frac{1}{2}$ Grad zum Teil unterm Aequator, Manila östlich, Gilolo westlich von der Linie. In dem Augenblicke, da Gilolo 1. Januar $1/4$ Uhr nach Mitternacht hat, hat Manila 30. Dezember $3/4$ Uhr nachts.

Wollen wir nun wissen, wo auf der Erde zuerst Neujahr gefeiert wird, so lehrt uns das ein Blick auf den Globus oder die Karte. Es ist dies die zu Neuseeland gehörige Insel Chatam 200° östl. L. 44° Grad l. Br. Dort wünscht man sich zuerst ein glückliches neues Jahr und so pflanzt sich die Feier um den ganzen Erdball fort.